

Hasso Spode

Universalgeschichte revisited

60 Jahre Toynbees „A Study of History“

Arnold J. Toynbee (1889–1975) war ein vielseitiger Mann.¹ Politikberater, Diplomat, Journalist, Publizist, Wissenschaftler. Während beider Weltkriege arbeitete er im britischen Außenministerium, machte 1915 den Völkermord an den Armeniern publik, nahm an den Pariser Friedenskonferenzen 1919 und 1946 teil, war Zeitungskorrespondent im Griechisch-Türkischen Krieg, wurde 1925 Studiendirektor des Londoner Chatham House, einer außenpolitischen Denkfabrik, und Dozent an der angesehenen School of Oriental Studies. Er schrieb zahlreiche Bücher, trat bei der BBC im Radio auf und publizierte unermüdlich in Zeitungen und Fachorganen, vor allem im *Survey of International Affairs*, den er auch herausgab.² In England war Toynbee ein prominenter Nahost-Experte, Weltruhm erlangte er dann als Universalhistoriker und Geschichtsphilosoph. Er hatte zunächst eine Professur für Byzantinistik und Gräzistik inne (die er wegen seiner Kritik an griechischen Kriegsverbrechen verlor), 1925 bis 1956 eine für Internationale Geschichte und arbeitete daneben fast vier Jahrzehnte, teils zusammen mit Edward D. Myers, an seinem Opus magnum, einer gut 7000 Seiten starken *universal history* mit dem rätselhaft nichtssagenden Titel „A Study of History“. Der erste Band erschien 1934, der zwölfte und letzte 1961.³

- 1 Vgl. – teils hagiografisch – William H. McNeill, Arnold J. Toynbee. A Life, New York/Oxford 1989.
- 2 Vgl. die 40-seitige Publikationsliste bei Peter Hablützel, Bürgerliches Krisenbewusstsein und historische Perspektive. Zur Dialektik von Geschichtsbild und politischer Erfahrung bei Arnold Joseph Toynbee, Diss. Zürich 1980, Kap. 7.1.
- 3 Arnold J. Toynbee/Edward D. Myers, A Study of History, 12 Bde., London u. a. 1934–1961 u. ö. (Bd. I–III: 1934, IV–VI: 1939, VII–X: 1954; XI: 1959; XII: 1961). Es gibt teils abweichende Ausgaben (Worldcat nennt 18), jedoch keine kritische. Der Amerikaner DeLos Myers (1908–1969) hat nicht an allen Bänden mitgewirkt; der viel gereiste Philosophieprofessor und Kulturattaché (u. a. in Bonn) war ein Freund Toynbees (schriftl. Mitteil. der W&L University, Lexington). Aus der Sekundärliteratur hier nur McNeill, Toynbee; Hablützel, Krisenbewusstsein; Othmar Anderle, Das universalhistorische System Arnold Joseph Toynbees, Frankfurt a. M./Wien 1955; Marvin Perry, Arnold Toynbee and the Western Tradition, New York u. a. 1996; Michael Lang, Globalization and Global History in Toynbee, in: Journal of World History 22 (2011), S. 747–783; Krishan Kumar, The Return of Civilization – and of Arnold Toynbee?, in:

A Study of History

Neben seinen vielen Arbeitsgebieten war Toynbee auch ein genialer Vermarkter seiner Bücher und seiner selbst. In England und Amerika machte die „Study of History“ enorm Furore – wenngleich sie relativ wenig gelesen wurde: Stattdessen griff man zu der gleichnamigen, gemeinsam mit dem Lehrer David Somervell besorgten ein-, später zweibändigen Zusammenfassung aus den Jahren 1947 und 1957.⁴ Inzwischen war Toynbee hier zum größten lebenden Historiker avanciert. Schon länger waren anspruchsvolle englischsprachige Weltgeschichten im Umlauf, vor allem die Übersetzung des kulturkritischen Werks über den „Decline of the West“ von Oswald Spengler und das kapitalismuskritisch-rassistische Werk über „The Law of Civilization and Decay“ von Brooks Adams.⁵ Das gängige Bild der Weltgeschichte war allerdings geprägt von gebildeten populärwissenschaftlichen Chroniken wie Hendrik van Loons Verkaufsschlagwerk „The Story of Mankind“, wo unter Menschheit schlicht die *Western Civilization* und deren nahöstlich-biblische Wurzeln verstanden wurden.⁶ Toynbee hatte viel von der Welt gesehen und verabscheute solche Ethnozentrismen. Seine kosmopolitische Denk- und Lebensweise hatte etwas Befreiendes. Das *Time Magazine* brachte ihn 1947 auf die Titelseite und stellte ihn als epochalen Welterklärer einem Denker wie Karl Marx gegenüber. Fortan müsse die Geschichtsschreibung neu datiert werden: „B. T. and A. T. – Before Toynbee and After Toynbee“.⁷ Der Artikel stammte vom Chefredakteur, einem berühmten Kommunistenfresser, und trieb Toynbees Popularität beiderseits des Atlantiks in neue Höhen – er war ein „Superstar“.⁸ Die „freie Welt“ hatte ihren strahlenden Großdenker, und der war im Gegensatz zu Marx sogar noch höchst lebendig.

In den nicht-anglophonen westlichen Ländern war Toynbees Ruhm dennoch begrenzter, sowohl in den Medien als auch in der Forschung. In der Bundesrepublik

Comparative Studies in Society and History 56 (2014), S. 815–843; nur als eine Art Regest goutierbar: Matthias Stuber, Die Einheit der Welt bei Arnold J. Toynbee. Eine Kritik der Universalgeschichte – dargestellt und untersucht an der „A Study of History“, Hamburg 2016.

- 4 Arnold Toynbee/David C. Somervell, A Study of History, 2 Bde., London 1947/1957 u. ö.; auch eine illustrierte Variante fehlte nicht: Arnold Toynbee/Jane Caplan, A Story of History, London 1972 u. ö.
- 5 Vgl. Petri Kuokkanen, Prophets of the Decline. The Global Histories of Brooks Adams, Oswald Spengler and Arnold Toynbee in the United States 1896–1961, Diss. Tampere 2003.
- 6 Hendrik W. van Loon, The Story of Mankind, New York 1921 u. ö. – ein Dauerbrenner, der Fachwissenschaftler*innen ihre Grenzen aufzeigt: Unbeeindruckt von Postcolonial und Gender Studies wird diese Geschichte der *Mankind* bis heute aufgelegt (zuletzt 2019; dt. Ausgaben 1925 bis 2015).
- 7 Whittaker Chambers, The Challenge, in: Time Magazine v. 17. 3. 1947, S. 71–81, zit. nach ders., Ghosts on the Roof. Selected Essays, New Brunswick/London 1996, S. 142.
- 8 Stuber, Einheit, S. 9; noch heute schwärmt Wikipedia: „Er gilt als letzter großer Universalhistoriker“ [9. 9. 2020]; vgl. McNeill, Toynbee, Kap. IX f.

spielte die britische Geschichtsschreibung generell keine große Rolle. Hier war noch die politische Ereignisgeschichte in der Tradition Rankes vorherrschend, daneben gewann die Strukturgeschichten allmählich an Einfluss: „amerikanisch“, „französisch“ und (ungesagt) von der NS-„Volksgeschichte“ inspirierte Ansätze, später auch marxistische.⁹ Bezeichnend, dass von der „Study of History“ lediglich die von Somervell redigierte Kurzfassung in andere Sprachen und auch ins Deutsche übertragen wurde.¹⁰ Wohl löste sie eine internationale Debatte aus,¹¹ Toynbee aber für den Jahrzehntlang meist gelesenen und meist übersetzten Gelehrten der Welt zu halten¹² ist eine typisch anglozentrische Perspektivverengung.

Doch auch im englischsprachigen Raum begann Toynbees Stern zu sinken, kaum dass das Mammutwerk 1961 vollendet war. In jenem Jahr erlebte seine Universalgeschichte noch einen letzten Boom: Es erschienen zwei hochkarätige Tagungsbände, einer herausgegeben von keinem Geringeren als Raymond Aron, ein weiterer, der Toynbees „Absicht“ im Lichte von „new knowledge and new thought“ diskutierte,¹³ und vor allem: 26 Anhänger dieser „Absicht“, darunter Toynbee selbst, gründeten auf Initiative des Österreichers Othmar Anderle die International Society for the Comparative Study of Civilisations. Eine kleine, aber zunächst feine Vereinigung, die von der UNESCO kofinanziert wurde: Erster Präsident war Pitirim Sorokin. Der Soziologe hatte einst eine aufwendige kulturvergleichende Untersuchung zu den zyklischen „Social and Cultural Dynamics“ (4 Bde., 1937–1941) vorgelegt, nach Spenglers und Toynbees Arbeiten der dritte große universalhistorische Entwurf jener Zeit. Auf Sorokins Präsidentschaft folgten Anderle und Benjamin Nelson. An den Jahrestreffen der Gesellschaft nahmen, so die Selbstauskunft, Berühmtheiten wie Parsons, Wallerstein und Sahlins teil – und doch

9 Vgl. Georg G. Iggers, *Neue Geschichtswissenschaft. Vom Historismus zur Historischen Sozialwissenschaft*, München 1978; Hasso Spode, *Was ist Mentalitätsgeschichte?*, in: Heinz Hahn (Hrsg.), *Kulturunterschiede. Interdisziplinäre Konzepte zu kollektiven Identitäten und Mentalitäten*, Frankfurt a. M. 1999, S. 9–62.

10 In zwei Varianten: Arnold Toynbee/David C. Somervell, *Studie zur Weltgeschichte*, Zürich 1949 u. Hamburg 1949; verbreiteter (und hier zitiert): dies., *Der Gang der Weltgeschichte*, 2 Bde., Zürich 1949/1958 u. ö. (zuletzt 2010). In der DDR waren diese Bücher nicht frei zugänglich, galt Toynbee doch (zu Unrecht) als „Ideologe des britischen Imperialismus“, der sich (wie es zu Recht hieß) „auf subjektiv-idealistischer Grundlage“ der „Konzeption“ Spenglers „nähert“ (tatsächlich entfernte er sich von ihr): Meyers Neues Lexikon, Bd. 8, Leipzig 1964, S. 113.

11 Die „Toynbee-Debatte“ war eher *public science* als Fachdiskussion, aber auch prominente Historiker wie Lawrence Stone und – sehr kritisch – Lucien Febvre waren beteiligt, sowie Ortega y Gasset, Eric Voegelin und Lewis Mumford. Vgl. die Bibliografie bei Hablützel, *Krisenbewusstsein*, Kap. 7.21, der konstatiert, sie habe „sich seit den sechziger Jahren praktisch totgelaufen“, S. 4.

12 Lang, *Globalization*, S. 747.

13 Raymond Aron (Hrsg.), *L'histoire et ses interprétations: entretiens autour de Arnold Toynbee*, Paris 1961; Edward T. Gargan (Hrsg.), *The Intent of Toynbee's History. A cooperative appraisal*, Chicago 1961.

konnte sie das Ende der Toynbee-Ära nicht abwenden.¹⁴ Spätestens um 1970 war die Zeit über ihn und seine Art von Universalgeschichte hinweggegangen.

Der Satz, man werde künftig Geschichte „after Toynbee“ schreiben, wurde ganz anders Wirklichkeit als gedacht. Wenn überhaupt noch welthistorisch geforscht wurde, dann strukturgeschichtlich. Zum einen, und hauptsächlich, in viel kürzeren Untersuchungszeiträumen im Rahmen der Modernisierungstheorie. Diese politologisch-soziologische Forschungsrichtung war um 1950 in den USA entstanden und schloss konzeptionell an Talcott Parsons' Strukturfunktionalismus an, quasi das Gegenstück zum Marxismus-Leninismus jenseits des Eisernen Vorhangs. In den 1960er-Jahren stieg die Modernisierungstheorie zur wichtigsten Spielart des nicht-marxistischen Evolutionismus auf; im weiteren Sinne zählten hierzu auch die einflussreichen Arbeiten von Daniel Lerner 1958 über den Niedergang der traditionellen Gesellschaft und von Walt Whitman Rostow 1960 über die Stadien des Wirtschaftswachstums. Leistungsstarke Computer ermöglichten es in der Folge, Unmengen „harter“ Massendaten statistisch auszuwerten, etwa zu Produktion und Einkommen, Alphabetisierung und Urbanisierung, um den Stand der „Entwicklung“ zu messen und so die Staaten der Erde auf einer Skala zwischen „traditional“ und „modern“ zu positionieren, wobei das Leitbild der Modernität die Kombination von Demokratie und Wohlstand in Amerika abgab.¹⁵ Zum anderen gewann dann die von Immanuel Wallerstein 1974 begründete neomarxistische Theorie des Modernen Weltsystems an Einfluss.¹⁶ Damit rückten die globale Entfaltung des Kapitalismus (wieder) in den Fokus – die Königsfrage der politischen Ökonomie seit Marx – und nicht die Nationalstaaten, sondern die transkontinentalen Abhängigkeiten und Verflechtungen.

Kulturgeschichtliche Fragestellungen spielten in beiden Forschungsrichtungen kaum eine Rolle, auch nicht bei William McNeill. Dessen makrohistorische Synthese, die er 1963 in Anspielung auf Spengler unter dem Titel „The Rise of the West“ veröffentlichte,

14 Zur Gründungssitzung: Othmar Anderle (Hrsg.), *The problems of civilizations: report of the First Synopsis Conference of the SIECC*, Salzburg, 8–15, October, 1961, La Hague 1964. Der Diplomingenieur wurde zum kontinentaleuropäischen Paladin des Meisters. „Seine“ Gesellschaft existiert noch heute, allerdings als Club der toten Dichter: Wikipedia erwähnt sie lediglich in Englisch, Polnisch und Armenisch; die Vita der derzeitigen Präsidentin führt anstelle eines akademischen Abschlusses eine zehnwöchige FBI-Schulung an; die Facebook-Seite lockt mit großen Namen und Schlachtengemälden, hat aber nur 40 Abonnenten, wikipedia.org/wiki/International_Society_for_the_Comparative_Study_of_Civilizations; ahsztc.academia.edu/LynnRhodes; facebook.com/theISCSC; iscsc.org [9. 9. 2020].

15 Beste Übersicht immer noch Hans-Ulrich Wehler, *Modernisierungstheorie und Geschichte*, Göttingen 1975, der den Ansatz verteidigt aber gegen die „ethnozentrische Selbstgefälligkeit“ der USA und den soziologischen Schematismus zu Felde zieht; siehe auch Thomas Mergel, *Modernisierung*, in: *Europäische Geschichte Online (EGO)*, 2011-04-27; Spode, *Mentalitätsgeschichte*, S. 43 ff.

16 Vgl. William I. Robinson, *Globalization and the sociology of Immanuel Wallerstein: A critical appraisal*, in: *International Sociology* 26 (2011), S. 723–745.

blieb lange ein Solitär; im Gegensatz zu Spengler und Toynbee betonte er die Offenheit der Zivilisationen und ging von der strukturellen Überlegenheit der westlichen aus (was er später zurücknahm). Erst der historisch-soziologische Zivilisationsvergleich im kritischen Rückgriff auf Marx und vor allem Weber führte schließlich zum Konzept diverser Entwicklungspfade – von Shmuel Eisenstadt „multiple Modernen“ genannt – und machte der klassisch unilinearen Modernisierungstheorie endgültig den Garaus.¹⁷ Heute boomt die an sehr langen Zeiträumen und kulturellen Mustern interessierte Weltgeschichte¹⁸ wieder. Toynbees thematische Nachfahren sehen in dem einstigen „Superstar“ zwar einen Verwandten – freilich in Gestalt eines „peinlichen Onkels“, den man diskret übergeht.¹⁹

Vom Star zur *persona non grata*: Das Drama von Aufstieg und Fall bildet ironischerweise auch den Generalbass seiner „Study of History“, jedenfalls der ersten sechs Bände bzw. der ersten fünf „Teile“ des Werks:²⁰ Kulturen erblühen und vergehen – ein fataler Kreislauf. Hier kommt Toynbees tiefe Religiosität noch eher dezent zum Ausdruck. Doch bereits im vierten Band – im Zeichen der Spannungen vor Kriegsbeginn – taucht die Hoffnung auf ein göttliches Eingreifen in die Weltgeschichte auf. Sie wurde enttäuscht. Ab dem siebten Band, nach dem Krieg, wird der schicksalhafte „Verfall“ der Kulturen dann endgültig zum „Übergang“ in etwas Neues, Großartiges. Anstelle der Kulturen werden die „Hochreligionen“ zum Motor der Weltgeschichte: ein christlich grundiertes, geradezu eschatologisches Narrativ der Evolution der Menschheit, die teleologisch auf eine synkretistische „Universalkirche“ nebst „Universalstaat“ zuläuft, in der „des Menschen Freiheit sich erweist als Gesetz eines Gottes, der identisch ist mit Liebe“ – kurz: „Gott wird siegen“ (dt. 2, S. 301; 1, S. XXXI). Streckenweise liest sich da die „Study of History“, als wäre ihr Autor am liebsten als Apostel in die Annalen eingegangen.²¹ Hier

17 Keineswegs wurde damit der Modernisierungsbegriff obsolet; zur Diskussion z. B. Mergel, *Modernisierung*; Thomas Schwimm (Hrsg.), *Die Vielfalt und die Einheit der Moderne. Kultur- und strukturvergleichende Analysen*, Wiesbaden 2006.

18 Zum Begriff siehe Fn. 30; zur Vorgeschichte siehe auch Jürgen Osterhammel: *Transkulturell vergleichende Geschichtswissenschaft*, in: Heinz-Gerhard Haupt/Jürgen Kocka (Hrsg.), *Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung*, Frankfurt a. M./New York 1996, S. 271–313, v. a. Kap. 3; Einleitung und Geoffrey Barraclough, *Universalgeschichte*, in: Ernst Schulin (Hrsg.), *Universalgeschichte*, Köln 1974, S. 11–66 und 67–86.

19 Lang, *Globalization*, S. 747. Es finden sich aber auch noch Toynbee-Verehrer (Kumar, *Return*; Perry, *Toynbee*), und seit 1987 verleiht eine amerikanische Stiftung einen Toynbee Prize; 2017 erhielt ihn Jürgen Osterhammel.

20 Die Bde. I–IX sind in 12 *parts* unterteilt: Einführung; Entstehung; Wachstum; Zusammenbruch; Auflösung; Universalstaaten; Universalkirchen; Heldenzeit; Kontakte im Raum; Kontakte in der Zeit; Freiheit und Gesetzmäßigkeit; Aussichten des Westens; Bd. X: Danksagungen etc.; Bd. XI: Karten; Bd. XII: Überprüfungen.

21 „The glory of God [...] was revealed to me“ (X, S. 216); zu Toynbees Kampf gegen den kommunistischen und nationalistischen „Säkularismus“ vgl. sein *An Historian's Approach to Religion*, London 1956 und *Christianity among the religions of the world*, New York 1957; zum

sollen aber die frühen, profanen Seiten des Werks beachtet werden. Darin unterscheidet Toynbee eine Anzahl von Kulturen, d. h. von soziokulturellen „Entitäten“ eigenen Rechts, die gesetzmäßig einen stufenweisen Zyklus durchlaufen: Geburt, Wachstum, Zusammenbruch und Auflösung. Seit den Sumerern traten sie in drei „Generationen“ auf; manchmal zeugten sie „Nachkommen“ und konnten dann „Renaissancen“ erleben. Sie werden mal *cultures*, mal *civilizations* und meistens *societies* genannt (wobei Letztere bisweilen von den höher entwickelten *civilizations* unterschieden werden). In der gängigen deutschen Ausgabe der Zusammenfassung werden diese Entitäten oft übersetzt mit „Gesellschaftskörper“, eine heute befremdlich anmutende Wortwahl, die wohl Toynbees Nähe zu Bergsons *Élan vital* aufnahm.²²

Denn alle Gesellschaftskörper treibt eine innere Lebenskraft an, eine Dynamik, die sie von den statischen „primitiven Gesellschaften“ der dunklen „Heldenzeit“ unterscheidet. Toynbee versucht sie und ihre Relikte zu zählen und kommt auf 650. Sie bilden seit Menschengedenken die gängige Vergemeinschaftungsform; ihre Weiterentwicklung zu einem komplexen Gesellschaftskörper setzte erstmals vor 6000 Jahren ein: eine – wie schon Kurt Breysig betont hatte – epochale Ausnahme. Für die Gegenwart sieht Toynbee noch vier große Gesellschaftskörper: den westlichen, den islamischen, den hinduistischen und den fernöstlichen. Auffallend, dass hier mal die Geografie bzw. die Kultur, mal die Religion die Überschrift abgibt (und dass zum Beispiel ein kommunistischer bzw. slawisch-orthodoxer Gesellschaftskörper fehlt). Denn was eine *society* wissenschaftlich definiert und von anderen *societies* unterscheidet, bleibt vage und wird entsprechend nicht operationalisiert. Toynbees gefeiertes „universalhistorisches System“ (Othmar Anderle) war weder strenge Analyse noch durchkomponierte Synthese. Es musste erst von seinen Adepten extrahiert werden und veränderte sich zudem im Laufe der Jahre grundlegend.

Die gedankenscharfen zeitgenössischen Debatten in Soziologie, Anthropologie und Geschichte liefen dabei an Toynbee weitgehend vorbei; von potenziell hilfreichen Konzepten jener Debatten wie Struktur, Funktion, Grundpersönlichkeit, Wissen, lange Dauer oder eben System machte er kaum Gebrauch. Er scheute die harte Arbeit am Begriff. Obschon von der Fachhistorie teils harsch kritisiert, war er insofern ganz der klassisch bescheidene Historiker, der nur zeigen will „wie es eigentlich gewesen“. Verstreut finden sich lediglich theorieartige Bemerkungen zur *society*, die zudem alles andere als kohärent sind. Da wird etwa gegen Oswald Spengler argumentiert, dass Gesellschaftskörper keine „Organismen“ seien, um sie dann vitalistisch mit einem Eigenleben von Geburt bis Tod auszustatten – und Spengler einen *genius* zu nennen. Die Aufteilung der Gesellschaftskörper erfolgt letztlich intuitiv, wobei die Religion obenan steht. Zudem

religiösen Evolutionismus ab Bd. 7 vgl. Christopher Dawson, Toynbees „Study of History“, in: Schulz, Universalgeschichte, S. 134–144.

22 Zeitgleich sprach Karl Jaspers, Alfred Weber folgend, in *Vom Ursprung und Ziel der Geschichte*, München/Zürich 1949, von „Geschichtskörpern“.

werden die „Ebenen“ (*planes*) Wirtschaft, Politik und Kultur unterschieden; eine klare Systematik analog zu Burckhardts drei „Potenzen“ Staat, Religion, Kultur sucht man jedoch vergebens. Deutlich wird aber, dass eine *society* nichts mit Rassen zu tun hat und dass sie über dem (von Toynbee abgelehnten) Nationalstaat steht und oft einen Universalstaat bildet. „Societies, not states, are the ‚social atoms‘ with which students of history have to deal“ (I, S 45).

Wer nun wissen will, wie viele solcher Grundeinheiten es gibt, wird allerdings auf eine harte Geduldsprobe gestellt. Dreizehn *societies*, in der Zusammenfassung aber nur zehn, werden einleitend skizziert, von der christlich-orthodoxen über die chinesische bis zur altsyrischen. Hier fehlen ausgerechnet die Antike und der „Westen“. Sie tauchen erst später im Text auf – während England, obschon keine *society*, gleich zu Anfang ausführlich gewürdigt wird. Im Anhang zur Zusammenfassung stößt man auf eine Liste von 21 Kulturen; diese Zahl wird in Nachschlagewerken immer wieder kolportiert (vereinzelt aber auch 19, 23 und 26). Hinzu kommen jedoch zahlreiche (mindestens 11) verkümmerte, gehemmte oder Teil-Kulturen, von den Spartanern über die Juden bis zur Habsburger Monarchie (I, S. 63 ff.; IV, S. 1 ff.; dt. 1, S. 1 ff. u. Tafel VI). Ein gedanklicher Flickenteppich.²³

Universalgeschichte

Komplexe Gesellschaften unterteilten die bekannte Welt in das Eigene und das Fremde und dieses in nahe und ferne Reiche: Gebiete, in denen in unverständlichen Lauten gesprochen wird, wo andere Götter, Regenten, Gesetze und Sitten herrschen. In der Antike begannen Reisende – für Jahrhunderte vorbildhaft Herodot – diese Gebiete systematisch zu beschreiben und gestützt auf dort vorgefundene Chroniken und Mythen auch die vergangenen Daten und Taten von deren Herrschern aufzuzeichnen – ein Bruch mit dem ethnozentrischen Wissen: Die Chronografie überschritt den Rahmen des Eigenen, wurde zur Geschichte der *oikumene*; in den christlichen „Weltchroniken“ dann legendarisch eingebettet in ein heilsgeschichtliches Narrativ, gruppiert um Jerusalem, den Mittelpunkt der Welt. Kolumbus zerstörte diesen Status Jerusalems. Der Blick weitete sich dramatisch, und die biblisch fundierte Heilsgeschichte wurde zum gottgeplanten oder sich pantheistisch-selbsttätig entfaltenden *progès* der Menschheit säkularisiert.

Zugleich traten dabei neben den fremden Herrschern die fremden Kollektive verstärkt in den Fokus. Bei Giambattista Vico waren diese *nazioni* in heroischer Vorzeit entstanden. Gottes Wille sei es, dass sie immer wieder Zyklen von Geburt, Blüte

23 Stringenter Anderle, System, Kap. X–XII; Stuber, Einheit, Kap. 4.2. Schulin bedauerte, dass in seinem Sammelband Toynbee fehle, er habe aber von ihm keinen „konzisen Aufsatz“ zu seiner „Gesamtsicht [...] finden können“: Universalgeschichte, S. 47.

und Niedergang durchlaufen (*ricorsi*), wobei sie neue, höhere Formen entwickeln können, sodass sich der Fortschritt spiralförmig vollzieht. Verbreiteter war die Idee eines unilinearen Fortschritts, der sich aber räumlich mit ganz unterschiedlichen Geschwindigkeiten entfaltet – und der Stagnation und Verfall nicht ausschließt.²⁴ Wegweisend verglich Joseph-François Lafitau 1724 die „Sitten“ der Irokesen mit der Denk- und Lebensweise der homerischen Griechen. Als Montesquieu dann seine synchronische Differenzierung des „Geistes“ der „Nationen“ vornahm, war der Kulturvergleich somit bereits diachronisch gewendet, zu einer universalhistorischen Abfolge verzeitlicht. Ein Grundprinzip, das dann den Evolutionismus des 19. Jahrhunderts – *mutatis mutandis* bis heute – dominieren sollte. Dabei galt: Die Spitze des Fortschritts bildete aus gutem Grund – stand man doch am Beginn der „Sattelzeit“ der Moderne – Europa. Schiller meinte dann, dass die fernen „Völkerschaften“ um Europa noch „wie Kinder verschiedenen Alters um einen Erwachsenen herum stehen“.²⁵ (Wobei – ebenfalls aus gutem Grund²⁶ – das altehrwürdige China als ein zweites Europa am anderen Ende der Welt von diesem protoevolutionistischen Paternalismus zunächst ausgenommen war.)

Zusammen mit dem aufklärerischen Willen, alles Wissen vollständig in Enzyklopädien zu versammeln, mündete die von Kolumbus angestoßene Horizonterweiterung 1736 in ein heute aberwitzig anmutendes Projekt einer 65-bändigen „Universal History“ seit der Erschaffung der Welt im Jahr 6984 v. Chr. Die Geschichte, heißt es, sei der instruktivste und nützlichste Teil der Literatur, „especially when it is not confined with the narrow bounds of any particular time or place“.²⁷ Das klingt verblüffend modern. Indes beschränkte sich das Innovative dieses Mammutwerks auf die (oft nur anekdotische) Einbeziehung des gesamten bekannten Erdkreises. Ansonsten bot es die althergebrachte, nach Staatswesen sortierte Chronografie: eine Mischung aus biblischer Überlieferung, penibel aufgelisteten Dynastien seit den Ägyptern und fantastischen Spekulationen.

An der deutschen Ausgabe waren auch die prominenten Göttinger Historiker Johann Christoph Gatterer und August Ludwig Schlözer beteiligt. Besonders Schlözer verstand unter „Universal-Historie“ (2 Bde., 1772/73) aber etwas völlig anderes: keine bibeltreuen Phantasmen, keine Aneinanderreihung von Königen und Schlachten,

24 Ein logisch-theologisches Problem analog zur Theodizee, dem Montesquieu und Gibbon am Beispiel Roms empirisch beeindruckend nachgingen, dem sie aber theoretisch nur mit der ad-hoc-Hypothese einer Art kulturellen Sündenfalls begegnen konnten: dem Abgleiten in die *décadence*.

25 Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Eine akademische Antrittsrede, in: Der Teutsche Merkur 16 (1789), S. 105–134, hier: S. 114.

26 Siehe Fn. 57.

27 Anonym, An Universal History, from the Earliest Account of Time, 2. erw. Aufl., 65 Bde. (ab Bd. 22 neue Zählung: Modern Part), London 1747–1768, hier Bd. 20, S. III. Das Projekt ging auf den Orientalisten George Sale zurück und wurde teils von Laien betrieben. Eine überarbeitete „Uebersetzung der Allgemeinen Welthistorie“ erschien im Zeitraum 1744–1814.

sondern „die grossen Weltbegebenheiten im Zusammenhange durchdenken“, wobei der Grundsatz gelten sollte: „Jeder Welttheil ist ihr [der Weltgeschichte] gleich“ (Bd. 1, S. 2 u. 28). Es war ein Meilenstein auf dem Weg von der nationalen zur transnationalen Perspektive und von der Chronistik zur wissenschaftlichen Geschichtsschreibung. Vor den „Göttingern“ hatten dies bereits die schottischen Aufklärer ventiliert, und der Edinburger Philosophieprofessor Adam Ferguson hatte es 1767 auch schon imponierend umgesetzt.²⁸ Sein „Essay on the History of Civil Society“ war eine konzeptionell durchdachte und dennoch empirisch fundierte „Naturgeschichte“ der Menschheit, die sich vom Fokus auf Europa löst und versucht, die Totalität der menschlichen Existenz in den Blick zu nehmen. Zugrunde lag dabei ein Narrativ gottgewollten Fortschritts, das vom Ideal einer „bürgerlichen“, d. h. aufgeklärten Weltgesellschaft getragen war (obschon „Verfeinerung“ und „Korruption“ auch in den Niedergang großer *nations* führen können). Voltaire hatte zwei Jahre zuvor für dieses Genre der Geschichtsschreibung den Begriff „philosophie de l’histoire“ geprägt. Kant plädierte 1784 in diesem Sinne für eine „allgemeine Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“, die den immanent auf eine „bürgerlichen Gesellschaft“ hin gerichteten Entwicklungsprozess der „Natur“ aufdecken soll, in den der Mensch trotz seiner Willensfreiheit eingebunden ist. Ins Englische wurde dies mit *universal history* übersetzt. Inspiriert von Schlözer und anderen Vordenkern der Weltgeschichte hat Schiller dann im Revolutionsjahr 1789 seine gefeierte Jenaer Antrittsvorlesung über die „Universalgeschichte“ gehalten. Dieses Sujet sei keine Sache des „Brodgelehrten“, sondern bleibe dem „philosophischen Kopf“ vorbehalten, der so seinen Beitrag zur Schaffung der künftigen globalen „bürgerlichen Gesellschaft“ leiste.²⁹ Als ein solcher „Kopf“ wurde Ferguson wenig später mit der Mitgliedschaft in der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften geehrt.

Im 19. Jahrhundert hatten dann vielbändige universal- bzw. welthistorische Werke³⁰ beachtlichen Erfolg auf dem Buchmarkt und standen neben dem Konversations-

28 Adam Ferguson, Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, dt. v. Hans Medick, Frankfurt a. M. 1988; vgl. Medicks Einleitung dazu sowie Spode, Mentalitätsgeschichte, Kap. 1.2 u. 2; Osterhammel, Geschichtswissenschaft, und die Einleitung zu Sebastian Conrad u. a. (Hrsg.), Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen, Frankfurt a. M. 2007.

29 Schiller, Universalgeschichte, S. 107, 134.

30 Der Terminus Universalgeschichte kam außer Mode, wurde aber weiterhin synonym zu Weltgeschichte verwendet, wobei jedoch Erstere eher auf die Erfassung aller Zeiten, Räume und Facetten des Daseins, also auf eine *histoire totale avant la lettre* zielte, während Letztere auf einzelne Aspekte (Politik, Kunst etc.) und/oder bestimmte Zeiten und Räume beschränkt sein konnte. Die leicht unterschiedlichen Semantiken gelten bis heute. Da Historiker ihre alten Weine öfters in neue Schläuche füllen – sei es aus Vermarktungszwängen oder aus Unkenntnis der Historiografiegeschichte –, sind inzwischen die (primär an der Neuzeit und an Ostasien interessierte) Globalgeschichte und die (von einer theoriegeleiteten Weltgeschichte nicht sinnvoll unterscheidbare) Makrogeschichte hinzugetreten; auch eine Transnationale Geschichte darf da nicht fehlen. Diese Label sind prinzipiell austauschbar.

lexikon im großbürgerlichen Herrenzimmer. Deren Verfasser wurden nun allerdings – nicht immer zu Unrecht – mit dem Bannstrahl der Unwissenschaftlichkeit belegt und gerieten an den Rand der Forschung.³¹ Geschichtsphilosophie wurde zum Schmähwort in der etablierten Historie. Der abstrakte Kollektivsingular „die Geschichte“³² löste sich wieder auf: Während Dampfschiffe die Kontinente zu verbinden begannen, verengte sich der historische Horizont paradoxerweise wieder. Außereuropäische Geschichte wurde in andere Fächer abgeschoben – Ethnologie, Orientalistik, Sinologie –, und die sich professionalisierende Geschichtswissenschaft geriet zur Domäne von „Brodgelehrten“, beschränkte sich auf das, was sie meinte zweifelsfrei belegen zu können: auf die „objektive“ Beschreibung der Taten „großer Staatsmänner“ respektive der Politiken der abendländischen Nationalstaaten, wobei die „Objektivität“ auf der quellenkritischen Analyse von staatlichem Archivgut basiere. Leopold von Ranke, Ikone der orthodoxen Historikerkunft, hielt Weltgeschichte daher für undurchführbar – ein per se dilettantisches Unterfangen, unwürdig der „kritischen“ Fachhistorie. Hinzu kam ein theoretisches Argument, das mit dem schillernden Begriff „historistisch“ charakterisiert wird. Rankes berühmtes Diktum: „Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott“ postuliert nach gängiger Lesart einen Kulturrelativismus, der auf der individuellen Einzigartigkeit der Zeiten und Räume besteht, somit eine universelle Menschheitsentwicklung und den Versuch, sinnvoll deren Geschichte oder gar deren Gesetzmäßigkeiten zu rekonstruieren, in Abrede stellt.³³ Selbstredend blieb dies nicht unwidersprochen. Im breiten Strom des Evolutionismus à la Spencer, Morgan oder Marx erblühten zum einen universalhistorische Entwürfe im Graubereich von Anthropologie, Soziologie und Geschichte, etwa Kurt Breysigs „Stufen-Bau und die Gesetze der Welt-Geschichte“ (1905), und in weiterem Sinne natürlich Max Webers profunde universalhistorisch-typologische Vergleiche. Zum anderen erblühte außerhalb der etablierten Historikerkunft eine heterodoxe Kulturgeschichte. „Alles ist Quelle“, konstatierte deren Ikone Jacob Burckhardt in seinem Entwurf einer Weltgeschichte. Dass man unmöglich Experte für alle Quellengattungen, Zeiten und Länder sein kann, dürfe kein Hinderungsgrund sein, eine große „Theorie“ zu entwickeln (die freilich, wie bei Weber, letztlich „willkürlich“ bleibe). Wohl solle man „irgendwo“ Spezialist sein, doch sei man „an möglichst vielen anderen Stellen Dilettant [...]“; sonst

31 Vgl. Spode Mentalitätsgeschichte, Kap. 3.

32 Vgl. Reinhart Koselleck, Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache, Frankfurt a. M. 2006, S. 74 ff.

33 Ranke war hier freilich zwiespalten, sah er doch im konkreten Individuellen sehr wohl auch das abstrakte, nur zu erahnende „Ganze“, nämlich einen von Gott gesetzten Sinn und Kulturfortschritt. Sich dem Buchmarkt beugend, hat er schließlich doch eine illustrierte „Weltgeschichte“ verfasst (16 Bde., 1881–1888, posthum komplettiert) – ein langweiliges Werk und überdies ein Etikettenschwindel, handelt es doch fast nur von Europa und endet im 15. Jahrhundert, just als die Globalisierung einsetzte.

bleibt man in allem, was über die Spezialität hinausliegt, ein Ignorant“.³⁴ Eine böse Sottise des einstigen Ranke-Schülers gegen die Rankeaner.

Geistige Grundlagen

Auch Toynbee hatte nichts für Ranke übrig, obschon er der letzte große Historiker vor ihm war, der in der Geschichte das Walten Gottes sah. Er erwähnt Burckhardt erst in den späteren Bänden seiner „Study of History“,³⁵ doch lassen sich Parallelen ziehen: bezüglich der tragenden Rolle von Kultur und Religion und nicht zuletzt bezüglich des unvermeidlichen Wechselspiels von Spezialistentum und bloß angelesenem Wissen in welthistorischen Arbeiten. Gedankliche Parallelen gab es, bewusst oder unbewusst, auch zu evolutionistischen Modellen, wie sie Edward P. Tyler, Lewis H. Morgan, Nikolai J. Danilewski und Brooks Adams vorgelegt hatten. Handfest hingegen sind die Parallelen zu den holistisch-vitalistischen Konzepten der „Kulturmorphologie“ und des „Kulturkreises“ von und im Gefolge von Leo Frobenius, der ebenfalls erst in den späteren Bänden Erwähnung findet. Die kulturräumlichen „Gestalten“ und „Kreise“ der deutschen Ethnologen gemahnen an Toynbees *societies*, waren allerdings – anders als die *societies* – zumindest tentativ wissenschaftlich definiert. Zentraler Faktor war dabei die durch Umwelt und kollektivpsychische Lernprozesse geformte Mentalität,³⁶ meist „Kulturseele“ genannt, wobei die Kulturkreise verschiedene Stadien durchlaufen.³⁷ Von da war es nur ein kleiner Schritt zur „Völkerpsychologie“. Mitte des

34 Jacob Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen, Leipzig 1935 (1905), S. 20 u. 23.

35 Vgl. Stuber, Einheit, Anlage 1–3; der Index der Study of History (X, S. 242 ff.) ist unvollständig.

36 Dieser Begriff kam erst in der Zwischenkriegszeit auf (L. Febvre, C. Blondel, Th. Geiger u. a.); Morphologie i. S. v. Gestaltlehre war von Goethe entlehnt. Zum Folgenden vgl. Stefan Haas, Historische Kulturforschung in Deutschland. 1880–1930, Köln u. a. 1994, v. a. Kap. 3; Georg Eckardt (Hrsg.), Völkerpsychologie – Versuch einer Neuentdeckung, Weinheim 1997, v. a. Kap. 3; Spode, Mentalitätsgeschichte, v. a. Kap. 4.1; Matthias Middell, Weltgeschichtsschreibung im Zeitalter der Verfälschung und Professionalisierung, Bd. 1, Leipzig 2005.

37 Frobenius führte hierfür später das „Paideuma“ ein. Der dunkle Begriff basiert auf der Unterscheidung von „Tatsache“ und „Wirklichkeit“, wobei Ersterer das (rationale) Begreifen zukommt, Letzterer die (seelische) Ergriffenheit; sie erst macht das Tier zum Menschen, geht aber in der Moderne weitgehend verloren; nur die Kunst bleibt ihr als Refugium. Zugleich fungiert das Paideuma als eine Art *Élan vital* einer Kultur, der sich in verschiedenen „Stilen“ manifestiert. Vgl. Fritz Graebner, Methode der Ethnologie, Heidelberg 1911; Leo Frobenius, Paideuma. Umriss einer Kultur- und Seelenlehre, München 1921; ders., Kulturgeschichte Afrikas. Prolegomena zu einer historischen Gestaltlehre, 2. Aufl., Zürich 1954 (1934). Frobenius hat den europäischen Blick auf die Kunst und Kulturen Afrikas gelenkt; er gilt dort als Vater der Négritude – und gerät hierzulande ins Visier postkolonialer Tugendwächter: Im deutschsprachigen Wikipedia erfährt die Kulturkreislehre und damit indirekt Frobenius eine moraltriefende Anklage, informativer ist das englischsprachige Lemma [9. 9. 2020].

19. Jahrhunderts war diese Disziplin im Anschluss an das Konzept des „National“- bzw. „Volksgeists“ bei Herder, Humboldt und Hegel entstanden und wurde dann in Leipzig von Wilhelm Wundt zu einer monumentalen „Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte“ (10 Bde., 1900–1920) ausgebaut und von Karl Lamprecht in einem nicht minder monumentalen Werk auf die „Deutsche Geschichte“ (12 u. Erg.-Bde., 1890–1909) übertragen, in der sich die gesetzmäßigen Stufen der „sozialpsychischen Gesamtdisposition“ einer Kultur exemplarisch zeigen. Zur global vergleichenden Erforschung dieser „Kulturzeitalter“ gründete er das „Institut für Kultur- und Universalgeschichte“. Damit war dieses Forschungsfeld erstmals institutionalisiert.

Der streitbare Lamprecht wurde zum wohl meistgelesenen Historiker im späten Kaiserreich – und zum meistgehassten. Sein schematischer Versuch, die Geschichte zu einer exakten, im Sinne Windelbands „nomothetischen“ Wissenschaft zu machen, indem sie von der „idiographischen“ Beschreibung individueller Handlungen und Ereignisse zur Analyse anonymer Strukturen und Entwicklungsgesetze übergeht, ließ an den Historischen Materialismus von Marx und Engels denken und löste einen heftigen „Methodenstreit“ aus. Während die Historikerzunft Breysigs zeitgleiche „nomothetische“ Universalgeschichte totschierte, wurde Lamprecht zum Apostaten, verfeimt weit über seinen Tod 1915 hinaus. Sein strukturgegeschichtlicher Ansatz fiel dann eher im Ausland auf fruchtbaren Boden. Offenbar kannte Toynbee Lamprecht nicht und Frobenius anfangs nicht – über einen Umweg fanden sie dennoch ihren Weg in die „Study of History“.

Dieser Umweg hieß Oswald Spengler. Dessen Bestseller über den „Untergang des Abendlandes“³⁸ schloss an die vorgenannten Ansätze an und fungierte zunächst geradezu als konzeptionelle Blaupause für Toynbee, auch wenn er später darauf insistierte, viele Gedanken Spenglers schon vor 1920, als er den ersten Band des „Untergangs“ in den Händen hielt, „im Kopf“ gehabt zu haben.³⁹ Während sich Frobenius von seinem Kulturkreis-Konzept, da methodisch nicht sauber durchführbar, distanzierte, griff es Spengler in vereinfachter – Frobenius urteilte: mechanistischer⁴⁰ – Form auf, um eine „vergleichende Morphologie der Weltgeschichte“ zu entwerfen.

38 Oswald Spengler, *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte*, 2 Bde., hier 33.–47. Aufl., München 1923 (1918/1922); engl. Ausgaben ab 1922. Vgl. Alexander Demandt, *Untergänge des Abendlandes. Studien zu Oswald Spengler*, Köln u. a. 2017.

39 Kumar, *Return*, S. 829; siehe auch Helmut Werner, *Spengler und Toynbee*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 29 (1955), S. 528–554; James Joll, *Two prophets of the twentieth century: Spengler and Toynbee*, in: *Review of International Studies* 11 (1985), S. 91–104; Anderle, *System*; McNeill, *Toynbee*.

40 Spengler liefere das großartige „Testament“ der „sogenannte[n] ‚Kulturkreislehre‘“: Frobenius, *Kulturgeschichte*, S. 28 f. Über seinen Lehrer Friedrich Ratzel, Mitbegründer des Diffusionismus, war Frobenius thematisch mit der „Leipziger“ Kollektivpsychologie verbunden, Lamprechts monadisches Stufenschema lehnte er aber ab.

Ausgangspunkt seiner kollektivpsychologischen Gestaltlehre ist, wie später bei Toynbee, die Unterscheidung von „hohen“ und „primitiven“ Kulturen: „Der primitive Mensch hat Geschichte nur im biologischen Sinne“ (II, S. 57). Erst danach, in komplexen Gesellschaften, wird aus Geschehen menschliche Geschichte. Das fortschrittsfrohe „Bild einer sinnvoll-einheitlichen Menschengeschichte“ ist freilich ein Trugbild: „Aber ‚die Menschheit‘ hat kein Ziel, keine Idee, keinen Plan, so wenig wie die Gattung der Schmetterlinge oder der Orchideen ein Ziel hat“ (II, S. 62, 28) Im Gegensatz zu den gängigen Kulturstufentheorien des 19. Jahrhunderts ist Spenglers Botschaft strikt anti-evolutionistisch und relativistisch. Hier, und nur hier, ist Spengler Rankeaner, indem er Rankes „Paradigma“ folgt, „die je eigene Partikularität nicht als das einzige verallgemeinerungsfähige Normengefüge zu setzen“.⁴¹ Trotz äußerlicher Transfers bleiben die Kulturen⁴² isolierte Entitäten, in Luhmanns Diktion: selbstreferentielle Systeme. Diese Großorganismen kennzeichnen je spezifische „Lebensstile“ mit letztlich inkompatiblen Denkmustern, in Kuhns Diktion: inkommensurablen Paradigmata der Weltauslegung und somit auch -gestaltung.

Spengler unterscheidet viel stringenter als dann Toynbee acht Großkulturen, wobei er Antike und Abendland trennt. Denn Spengler, und mit ihm dann Toynbee, war stark beeinflusst vom Althistoriker Eduard Meyer, der das „Alterthum“ (5 Bde., 1884–1902) als einen eigenständigen Verflechtungszusammenhang von Fruchtbarem Halbmond und Mittelmeer und nicht, wie die gängige Antikenforschung bis hin zu Max Weber, als Wiege des Okzidents auffasste.⁴³ Wie schon bei Vico durchlaufen die Kulturen – zeitversetzt eine jede für sich – einen ehernen Zyklus von „Stilen“, wobei mal drei, mal vier Stadien genannt werden: „Blüte, Reife und Verfall“ oder blumiger „Kindheit, Jugend, Männlichkeit und Greisentum“ und „Frühling, Sommer, Herbst und Winter“. Und wie schon bei Montesquieu, Gibbon, Ferguson oder Rousseau wird für den Niedergang wieder die *décadence* verantwortlich gemacht, die nun aber unabwendbares Schicksal jeder Kultur ist: Nach rund tausend Jahren kommt es zur Überdehnung des Erreichten, zur Erschöpfung der geistigen Kräfte, zur Zersetzung der Gesinnungsethik. Am Ende droht der Rückfall in die Primitivität. Ein die Kulturen transzendierender Fortschritt findet daher – anders als bei Vico – nicht statt. Immerhin lässt

41 Einleitung zu Jörn Rüsen (Hrsg.), *Westliches Geschichtsdenken. Eine interkulturelle Debatte*, Göttingen 1999, S. 19.

42 „Kultur“ ist der dem Kulturkreis analoge Oberbegriff; im engeren Sinn aber wird sie der „Zivilisation“ gegenübergestellt, die das dekadente Verfallsstadium einer „Kultur“ bezeichnet. Diese fast nur im Deutschen übliche Unterscheidung lässt sich bis auf frühneuzeitliche Völkerstereotype zurückführen und wurde im Weltkrieg prominent von Thomas Mann gepflegt. Vgl. Hasso Spode, *Trunkenheit als Baustein der nationalen Identität*, in: Hans-Jürgen Teuteberg u. a. (Hrsg.), *Essen und kulturelle Identität*, Berlin 1997, S. 283–299.

43 Nolens volens räumt Spengler das Fortleben antiker Traditionen ein; Toynbee hingegen kann über den Begriff der „Renaissancen“ einen diachronischen Kulturtransfer zwischen den beiden *societies* anerkennen und erklären.

sich aus weltgeschichtlichen Vergleichen lernen, in welchem Stadium eine Kultur sich gerade befindet. Der Befund ist für den Westen wenig erfreulich: Er gleicht morphologisch dem späten Rom.

Damit sind auch schon die Grundzüge der „Study of History“ genannt, jedenfalls des Zyklenmodells der ersten Bände des Werks.⁴⁴ In Abgrenzung zur Vielzahl der enzyklopädischen, oft von mehreren Fachhistorikern verfassten Weltgeschichten – von Prachtbänden bis zur Taschenbuchreihe⁴⁵ – meidet Toynbee darin häufig, gleich Spengler, die klassische räumlich-chronologische Anordnung des Stoffs. Stattdessen schlägt er weite Bögen, schweift durch die Zeiten und Räume, um punktuelle Vergleiche anzustellen. Denn es geht ihm nicht um Erbauung und Bildung, sondern um praxisrelevante Lehren aus der Geschichte. In bewundernswerter Weise wird zu diesem Zweck Detail um Detail angehäuft. Toynbee wirft der Historie rankescher Prägung vor, sich in verstaubte Akten zu verbeißen,⁴⁶ doch auch er verliert sich über weite Teile in der „Oberfläche“ der *événements*; die Braudel’schen *longues durées*, die mentalen Tiefenstrukturen, bleiben dabei trotz der tragenden Rolle der Religion und trotz des äußerlichen Bezugs auf Spenglers Kulturen bzw. indirekt auf die Kollektivpsychologien von Frobenius und Lamprecht oft auf der Strecke. Aber auch ökonomische und demografische Strukturdaten, wie sie der Historische Materialismus und dann die Modernisierungstheorie ins Zentrum stellten, werden nicht theoriegeleitet einbezogen. Im Gegensatz zu seinem Onkel, dem großen Wirtschaftshistoriker Arnold Toynbee, maß Arnold Joseph Toynbee der materiellen „Basis“ gemessen an den Ideen und den sie produzierenden oder umsetzenden Akteuren eine untergeordnete Bedeutung zu. So gesehen, eine recht herkömmliche Herangehensweise, weit entfernt von Comtes revolutionärem Programm einer „Geschichte ohne Namen“, das strukturgeschichtlichen Analysen aller Art zugrunde liegt: weniger umfassende *universal history* als klassische Geschichte im Weltmaßstab.

Toynbee stellte sich denn auch in die Tradition von keinen Geringeren als Herodot und Thukydides. Allerdings ist hier eher an Machiavelli zu denken. Auch dessen Politanalyse war akteurszentriert und sprang munter durch die Zeiten. Im „Principe“ hatte er Ciceros *historia magistra vitae* dergestalt umgesetzt, dass er die Aufgaben und Problemlagen antiker Herrscher bzw. Staaten mit denen der Gegenwart verglich und die

44 Indem es sukzessive zum Evolutionsmodell wurde, wuchs natürlich die Distanz zu Spengler, dies aber auch aus außenpolitischen Gründen – bis der vormalige *genius* nach dem Krieg, als sich Toynbee für alle Anregungen (und bei Gott) bedankt, nicht einmal mehr erwähnt wird (X, S. 213 ff.); siehe auch Hablützel, Krisenbewusstsein, S. 152 f.

45 Zwei schöne Funde aus meinem Bücherschrank: opulent aber (trotz Lamprechts Mitarbeit) eurozentrisch: Julius v. Pflugk-Harttung (Hrsg.), Weltgeschichte. Die Entwicklung der Menschheit in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben, 6 Bde., Berlin 1907–1910; preiswert aber global: Jean Bollack (Hrsg.), Fischer Weltgeschichte, 36 Bde., Frankfurt a. M. 1965–1983; sowie noch im Erscheinen: Akira Iriye/Jürgen Osterhammel (Hrsg.), Geschichte der Welt, bislang 5 Bde., München 2012–2017.

46 Kuokkanen, Prophets, S. 103.

Lösungswege der Alten mal als vorbildhaft, mal als dysfunktional bewertete: Wir Menschen seien dem blinden Walten Fortunas ausgeliefert, „aber um unsere Willensfreiheit nicht ganz preiszugeben“, glaube er, dass wir „wohl zur Hälfte“ selbst „Herr über unsre Taten“ sein können.⁴⁷ Auch Toynbee, hier ganz der konventionelle Historiker, insistiert auf der Handlungsfreiheit trotz mächtiger Entwicklungslogiken – der wichtigste Unterschied zu Spenglers Zyklenmodell (Toynbees spätere religiöse Teleologie bleibt hier außer Betracht). Spengler plädiert für eine Rückbesinnung auf altpreußisch-staatssozialistische Tugenden als Remedium gegen die Dekadenz des Westens, aber er kann nicht erklären, weshalb man angesichts historischer Automatismen überhaupt versuchen sollte, strategisch zu handeln. Toynbee hingegen lässt ein begründetes Hintertürchen offen, das aus dem Kreislauf von „Geburt – Wachstum – Zusammenbruch – Auflösung“ führen kann: Wird auf eine basale „Herausforderung“ adäquat „geantwortet“, lässt sich das Schicksal abwenden. Wir müssen nur die richtigen Lehren aus der Geschichte ziehen. Das ist purer Machiavelli.⁴⁸

Als Akteure sieht Toynbee hierbei jedoch weniger die „Fürsten“ als vielmehr Außenseiter: charismatische „Führer“, die eine „kreative Minorität“ um sich scharen, die die kulturelle Hegemonie über die „unschöpferische Majorität“ erringt (dt. I, S. XXIV f.). Ähnlich hatte es Max Weber gesehen, und ähnlich hatten es die Bolschewiki umgesetzt. Fruchtbar ist auch Toynbees zweite, andere Art von „Herausforderungen“, nämlich die initialen Umweltbedingungen, die, wenn – und nur wenn – sie weder zu angenehm noch zu beschwerlich waren, eine „Antwort“ erforderten *und* ermöglichten und so aus primitiven Gesellschaften entwickelte Gesellschaftskörper erst entstehen ließen.⁴⁹ Zusammen ergibt dies einen gemäßigten – Anderle schrieb: „aktivistischen“ – Determinismus, einen Mix aus Struktur und Ereignis, aus „Nomothetik“ und „Idiographik“, wie er in der Forschung nicht unüblich ist. Problematisch hingegen Toynbees *modus operandi* des epochen- und kulturübergreifenden Vergleichs der Handlungschancen, setzt dieser doch wie bei Machiavelli eine zeitlose Gleichartigkeit der kognitiven und psychischen Strukturen voraus. Doch das hodie- und ethnozentrische „Konstanz-Axiom“ der klassischen Geschichtsschreibung war es ja gerade, das die kollektivpsychologischen Ansätze im langen 19. Jahrhundert (und dann deren

47 Niccolò Machiavelli, *Der Fürst*, Stuttgart 1983, S. 134 (Il Principe, zuerst um 1513).

48 Das *challenge-and-response*-Prinzip ist ein von Toynbee-Kennern gern zitierter, gleichwohl banaler Gedanke: Die „Antwort“ auf „Herausforderungen“ – kurzfristig als Reaktion auf Reize, langfristig als Adaption – ist ein Grundprinzip der belebten Materie. Nicht Toynbee, sondern Parsons machte die Adaption für die soziologisch-historische Forschung theoretisch fruchtbar, indem er sie 1951 in sein AGIL-Schema einarbeitete.

49 Vgl. nun wieder die Theorie der „glücklichen Breiten“ bei Ian Morris, *Wer regiert die Welt? Warum Zivilisationen herrschen oder beherrscht werden*, Frankfurt a. M./New York 2012, Kap. 2; siehe auch Jared Diamond, *Arm und Reich. Die Schicksale menschlicher Gesellschaften*, 11. Aufl., Frankfurt a. M. 2020.

Nachfolger seit der Zwischenkriegszeit) aus guten Gründen infrage stellten⁵⁰ – und die Toynbee seinen kulturkreisartigen Gesellschaftskörpern zugrunde gelegt hatte. Diesen Widerspruch kann er nicht auflösen. Sofern Toynbee die strukturgebildete und zugleich strukturbildende Relativität des Fühlens und Denkens – die „Seinsgebundenheit“ des Wissens wie es bei Karl Mannheim heißt – überhaupt bemerkt, scheitert er am theoretischen Problem, sie mit der Universalität, sprich: mit der „Einheit“ des Menschengeschlechts, an der ihm so viel liegt, in Deckung zu bringen. Somit bleibt auch Toynbees Ablehnung des Eurozentrismus theoretisch unreflektiert und, wie sich besonders in den späteren Bänden erwies, bloß eine gut gemeinte Attitüde.

Spengler versus Toynbee

Überhaupt war Toynbee weniger Theoretiker als Bastler und Sammler. An analytischer Schärfe und sprachlicher Brillanz ist ihm Spengler turmhoch überlegen. Dass man bei der Lektüre der „Study of History“ nie recht weiß, von wie vielen Gesellschaftskörpern eigentlich die Rede ist, ist mehr als ein Schönheitsfehler. Es zeigt Toynbees Schwierigkeiten, Empirie und Theorie zu verzahnen, zeigt seine Skrupel, wenn nicht Unfähigkeit, stringent und kohärent im Sinne Schlözers die Vielfalt der „grossen Weltbegebenheiten im Zusammenhange [zu] durchdenken“. So plädieren etwa beide für den Abschied vom Ethno- und Eurozentrismus: Toynbee verwirft diese „egozentrische Illusion“ nebst der europabezogenen Epocheneinteilung in mäandernden Beispielen und Analogien, in denen von Schornsteinfeuern und Bürstenstilen die Rede ist; da findet sich kein einziger analytisch-pointierter Satz (dt. I, S. 36 ff.). Spengler aber schreibt: „Ich nenne [das] geläufige Schema, in dem die hohen Kulturen ihre Bahnen um uns als dem vermeintlichen Mittelpunkt alles Weltgeschehens ziehen, das ptolemäische System der Geschichte und ich betrachte es als die kopernikanische Entdeckung im Bereich der Historie, daß in diesem Buche ein System an seine Stelle tritt, in dem Antike und Abendland [...] eine in keiner Weise bevorzugte Stellung einnehmen.“ Somit hat auch die „Reihe ‚Altertum – Mittelalter – Neuzeit‘ endlich ihre Wirkung erschöpft“ (I, S. 23 f., 29).

Spengler war zwar kein Kopernikus, wie er glauben machen wollte und vielleicht selbst glaubte – der Eurozentrismus wurde, wie erwähnt, spätestens seit den „Schotten“ und den „Göttingern“ immer wieder einmal verworfen⁵¹ –, aber ein sprachgewaltiger,

50 Vgl. Spode, Mentalitätsgeschichte.

51 Zu Letzteren zählte auch Lichtenberg, der in sein Sudelbuch (G 183) notierte: „Der Amerikaner, der den Kolumbus zuerst entdeckte, machte eine böse Entdeckung.“ Schon Montaigne und Montesquieu hatten diese „Selbstdistanzierung“ (N. Elias) vollzogen: Das unbefragte „Vertrauen in die eigene Zentralität“ (wie es St. Greenblatt kritisiert) ist gerade kein typisches Merkmal des Westens. In der Mainstream-Historie erzielte die Selbstdistanzierung allerdings erst im späten 20. Jahrhundert den Durchbruch; vgl. z. B. Rösen, Geschichtsdenken.

konsequenter Verkünder der polyzentrischen globalhistorischen Botschaft, auch wenn er sie zuweilen mit borussisch und goethisch gefärbter Deutschtümelei konterkarierte. Nur für eine welthistorisch kurze Zeitspanne wurde der Westen alias das Abendland der Nabel der Welt. Hier wurde eine „faustische Leidenschaft“ für die Maschine emergent, die zusammen mit einem „unstillbare[n] Drang in die Ferne“ den weltumspannenden Kapitalismus und Kolonialismus hervorbrachte – „ein Triumph, der nur einer Kultur geglückt ist“. Doch dies war weder Resultat noch Bestandteil eines linearen Fortschrittsprozesses; irgendwann wird der faustische Tatendrang erlahmen, ein moralischer Verfall setzt ein und ein anderer Kulturkreis mit einem anderen „Lebensstil“ wird die Führungsrolle übernehmen.⁵² Eine in sich schlüssige Meistererzählung. Originell daran waren aber weniger die Grundbausteine – die Tragödie des Kulturtods, der Vitalismus, der Anti-Ethnozentrismus und der Anti-Evolutionismus – als vielmehr deren Verknüpfung und gedankliche Fundierung: Die De-Zentrierung der Geschichte wird nun auch erkenntnistheoretisch begründet. Lange vor dem *linguistic turn* mündet dies in einen radikalen Relativismus bzw. Konstruktivismus bis hin zu der Behauptung der Inkommensurabilität von griechischer und indischer Mathematik: „Es gibt keine Mathematik, es gibt nur Mathematiken.“ Die „als selbstverständlich geltende Konstanz der Geistesverfassung [ist] eine Illusion“; eine „vergleichende Morphologie der Erkenntnisformen“ deckt den „historisch-relativen Charakter“ des Denkens, den je unterschiedlich strukturierten „Stil des Erkennens“ auf (I, 31, S. 82 f.). Paul Feyerabend lässt grüßen. Dieser „extreme Pluralismus“ – wie der Brockhaus noch 1973 rügt – stieß auf Unverständnis und wurde Spengler dann fast einhellig angekreidet. Georg Iggers erwies Spengler bezüglich der Diskurs-Theorien von Kuhn und Foucault kurz die Reverenz, ebenso Aaron Gurjewitsch bezüglich seiner „Weltmodelle“, doch dies waren große Ausnahmen.⁵³ Hayden White – dessen „Metahistory“ (1973) für den *linguistic turn* in der Historie wegweisend wurde – kennt Spengler nicht einmal. Inzwischen aber avancierte ein „extremer Pluralismus“ zum Leitmotiv der Humanwissenschaften.⁵⁴ Doch Spenglers

52 Spengler setzte dabei auf die Slawen, wobei ihm Danilewskis russophile Kulturmorphologie zunächst unbekannt war; zu den Parallelen vgl. Robert F. MacMaster, Danilevsky and Spengler. A new interpretation, in: *Journal of Modern History* 26 (1954), S. 154–161; siehe auch Gert Müller, Panslawismus und Kulturmorphologie. Zum Werke N. J. Danilevskijs, in: *Saeculum* 14 (1963), S. 340–382.

53 Iggers, *Geschichtswissenschaft*, S. 14 f.; Aaron J. Gurjewitsch, *Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen*, München 1980, S. 20.

54 Für den heute nahezu unangefochtenen Relativismus/Konstruktivismus hier pars pro toto Paul Feyerabend, *Wider den Methodenzwang. Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie*, Frankfurt a. M. 1976, und Jean-François Lyotard, *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*, Bremen 1982; wie Spengler schloss Lyotard an Nietzsche an – und wie bei Spengler geriet der Relativismus seither zum exaltierten Hyperrelativismus; vgl. Hasso Spode, *Wahre Kultur, authentische Attraktionen. Eine Philosophie des Echten*, in: Beata Giblak/Wojciech Kunicki (Hrsg.), *Kulturräume. Räume der Kultur*, Berlin u. a. 2020, S. 13–40.

Rolle als Ahnherr der Postmoderne hat bislang niemand gewürdigt. Nicht er, sondern Toynbee wird für die kopernikanische Revolution einer multikulturellen Geschichte ohne Zentrum gelobt.⁵⁵ Ist Toynbee ein peinlicher Onkel, so ist Spengler eine Unperson.

In der Tat wiegen die Schattenseiten schwer. Die Geringschätzung von Transfer und Verflechtung – klassisch kulturtheoretisch: der Diffusion – wird heute als „Container-Theorie“ verspottet. Der Vorwurf, fensterlose Kultur-Monaden zu konstruieren, birgt zwar auch die Gefahr eines Come-back des mühsam überwundenen Konstanz-Axioms der Geschichtsschreibung,⁵⁶ ist aber nicht zu bestreiten. Wie schon McNeill betont hatte, trifft er auch auf Toynbees Gesellschaftskörper zu. Die hermetische Selbstreferenz der Kulturkreise wurde aber von Spengler besonders apodiktisch vertreten und macht – auch wenn sie erkenntnistheoretisch paradoxerweise postmodern begründet war –, dass der „Untergang des Abendlandes“ schwerlich anschlussfähig ist an derzeitige weltgeschichtliche Ansätze. Dies, obwohl das heutige politische China und mit ihm ein Gutteil der Globalhistorie Spengler gar nicht so fern stehen, wenn sie die Dominanz des Westens zu einem bloßen Intermezzo im ewigen Ringen zwischen West und Ost erklären, das China die meiste Zeit für sich entschieden hatte (und, so die stumme Botschaft dieses Narrativs, bald wieder für sich entscheiden wird).⁵⁷ Aber auch wer diese

55 Etwa Lang, *Globalization*, S. 781, und Kumar, *Return*, S. 838 f., die damit ein anglozentrisches Fehlurteil fortschreiben: Schon Chambers, *Challenge*, S. 142, hatte gejubelt: „Toynbee had found history Ptolemaic and left it Copernicanian.“ Die gleiche Emphase bei Othmar Anderle, *The Revolution in the World-View of History*, in: *Diogenes* 3 (1955), S. 43–54. Unter den Tisch fällt dabei auch Toynbees christliche und damit (ungewollt) „westliche“ Prägung, die Spengler lächerlich gefunden hätte.

56 Die post- bzw. spätmoderne Variante dieses Vorwurfs wird dahin zugespitzt, dass es sinnvoll abgrenzbare Kulturen und Mentalitäten nicht gebe: *panta rhei*. Dann gilt der Vorwurf, imaginäre „Container“ zu bauen, dem diachronischen und synchronischen Kulturvergleich generell. Sein Gegenstand „verflüssigt“ sich zu amorpher Vielfalt, es gibt nichts mehr zu vergleichen. Es bleibt nur die „Dekonstruktion“ von Kollektiven, bis schließlich nur soziale Atome übrig sind – sprich: der konstante Mensch „wie er immer ist und immer war“ (J. Burckhardt). Die wortreich verkündete „Hybridisierung“ und „Assemblerung“ des Soziokulturellen impliziert mithin das Ende des Systembegriffs – eine theoretische Sackgasse.

57 Erst im 18. Jahrhundert sei es zur „großen Auseinanderentwicklung“ gekommen, wie auf Basis einer runderneuerten Modernisierungstheorie argumentiert wird. Wobei an die Stelle von Spenglers intrinsischer Zyklenmechanik zwei extrinsische, ökologisch-geografische Mechaniken – Kohleförderung und globale Handelsströme – treten, die den Westen „zufällig“ voranbrachten: Strukturgeschichte ohne Menschen und ohne deren Kultur (mit Spengler ließen sich aber durchaus auch instrinsisch-kulturelle Differenzen anführen: das „Faustische“ etwa in Gestalt der Dampfmaschine, und der in China geringer ausgeprägte und spätestens um 1500 gestoppte „Drang in die Ferne“). Vgl. Kenneth Pomeranz, *The Great Divergence. Europe, China, and the Making of Modern World Economy*, Princeton 2000 sowie ders., in: Conrad, *Globalgeschichte*; analoge Ansätze bei Morris, *Wer regiert die Welt?*; Diamond, *Arm und Reich*, und besonders bei André Gunder Frank, *ReOrient: Global Economy in the Asian Age*, Berkeley 1998.

„Sinophilie“⁵⁸ nicht teilt, wird kaum bestreiten, dass sich die globalen Machtbalancen, und sei es nur aus demografischen Gründen, zuungunsten des „Abendlands“ verschieben. Doch nicht einmal zum postkolonialen Vordenker der „Provinzialisierung Europas“ taugt Spengler. Zu gravierend die Einwände. Dazu zählt sein im Vergleich zu Toynbee rigiderer Determinismus, wie er denn überhaupt die empirische Vielfalt rigide zurechtstutzte. Schließlich war Spengler kein Historiker, sondern Philosoph. Er berief sich zwar – entgegen seiner relativistischen Theorie – auf „Tatsachen“⁵⁹ und entwickelte einen neuartig scharfen Blick darauf, doch Quellenkritik à la Ranke war ihm fern. Das Werk steckt im historischen Detail voller Fehler, und die Fachwelt senkte (wie zuvor bei Lamprecht) umgehend den Daumen. Natürlich ist es Unsinn, jedem Kulturkreis eine fixe Lebensdauer von einem Jahrtausend anzudichten. Auch die „Study of History“ ist alles andere als fehlerfrei. Toynbees Fach- und Sprachkenntnisse in Alter Geschichte waren zwar phänomenal, aber er dachte und handelte transdisziplinär, sodass es ihm an Stallgeruch in der Zunft mangelte – für viele Historiker war er kein Kollege, sondern ein „Dichterphilosoph“.⁶⁰ Indes, sachliche Fehler räumte er ein und erörterte im X. und XII. Band solche Fachkritiken. Mit Burckhardt gesprochen: Er war wenigstens „irgendwo“ Spezialist – Spengler war es „nirgendwo“. In punkto historischer Fachkompetenz ist ihm Toynbee weit voraus.

Der Hauptgrund aber, dass Spengler zur Unperson wurde, liegt nicht in seinem Opus magnum, sondern im Politischen. Beide gefielen sich in der Rolle des prophetischen Weltklärers. Beide lagen damit oft daneben. Doch Spengler hatte auf das eindeutig falsche Pferd gesetzt. Er war ein Vordenker der „konservativen Revolution“, verehrte Mussolini (aber auch Lenin) und hat aktiv (aber dilettantisch) versucht, der Weimarer Republik ein autoritär-diktatorisches Regime aufzuzwingen: ein zynischer, elitärer Antidemokrat, der die parlamentarische Demokratie als undeutsch und – klassisch marxistisch – als Agentur des großen „Geldes“ abtat. Etliche Nazis wähten daher in dem berühmten Intellektuellen einen Geistesverwandten. Toynbee dagegen war weder Zyniker noch Antidemokrat, obschon auch er zuweilen eine elitäre Geringschätzung der „unschöpferischen“ Massen an den Tag legte und phasenweise Verständnis für totalitäre Regime aufbrachte. Er teilte zwar Spenglers quasi-biologisches Konzept der Kulturkreiszyklen, aber dessen metaphorisches Geraune vom „Blut“ war ihm fremd. In Spengler jedoch einen Wegbereiter des Nationalsozialismus zu sehen – wie etwa Alfred v. Martin und Georg Lukács im Gegensatz zu Adorno – ist ein Missverständnis.⁶¹ Spenglers deterministischer

58 So Angus Maddison, *The World Economy. A Millennial Perspective*, Paris 2001, S. 47; siehe auch Conrad, *Globalgeschichte*, S. 47 f.; und schon Barraclough, *Universalgeschichte*, S. 75 f.

59 Dieser Antinomie kann kein Relativist entgehen: Spode, *Kultur*, S. 32 f.; Gurjewitsch, *Weltbild*, S. 20; Dawson, *Toynbees Study*, S. 135.

60 Review von Robert Ulich, in: *History of Education Quarterly* 1 (1961), S. 57.

61 Siehe auch Kuokkanen, *Prophets*; Werner, *Spengler*; Joll, *Two prophets*; Demandt, *Untergänge*; Michael Thöndl, *Das Politikbild von Oswald Spengler (1880–1936)*. Mit einer Ortsbestimmung

Pessimismus war das gerade Gegenteil der chiliastischen Heilserwartung an den „Führer“ und sein „neues Deutschland“. Das erkannten auch NS-Ideologen, und bei seinem Tod 1936 war Spengler längst in Ungnade gefallen, spätestens als mit der Ermordung seines Bewunderers Strasser der sozialrevolutionäre Parteiflügel endgültig ausgeschaltet war. Obschon kein Freund der Juden, lehnte er das „idiotische Rassegeschwätz“ ab⁶² und verabscheute die vulgären Nazis nicht minder als die tumben Demokraten. Toynbee zunächst keineswegs.⁶³

Resümee

In seiner Eloge auf den vergessenen Universalhistoriker Kurt Breysig schreibt Hartmut Böhme: „Kein Maulwurf, sondern Adler sein!“ Eine prosaischere Definition von Universalgeschichte gibt ein altbackenes Kompendium: „sich auf das Wesentliche beschränkende Darstellung größerer Zusammenhänge, die sich den tiefen Blick nicht durch Einzelheiten trüben läßt.“⁶⁴ Ganz ähnlich hatte es schon Schlözer formuliert. Universalgeschichte leistet mithin eine Komprimierung der schier unendlichen Stofffülle, erschafft daraus, wie es bei Weber heißt, „im Lichte“ der „Wertbeziehungen“ und „Kulturbedeutungen“ ein „Gedankenbild“: Der Universalhistoriker konstruiert, wie Friedrich Schiller im Anschluss an Schlözer sagte, aus dem „Aggregat“ von „Bruchstücken“ angesammelter Informationen ein möglichst kohärentes „System“, ein „vernunftmäßig zusammenhängende[s] Ganze[s]“.⁶⁵ Um den roten Faden nicht zu verlieren, sollte ein solches „System“ nicht allzu umfangreich ausfallen. Spengler wusste das – so wie einst Adam Ferguson oder Brooks Adams und heute Samuel Huntington oder Jared Diamond. Denn in vielbändigen, wohlweislich meist in Gemeinschaftsarbeit erstellten welthistorischen Werken verliert sich das Narrativ in „Einzelheiten“ und „Bruchstücken“, die Meistererzählung – wenn denn überhaupt angestrebt – diffundiert;

seines politischen Urteils über Hitler und Mussolini, in: Zeitschrift für Politik, N. F. 40 (1993), S. 418–443.

62 „Der Mensch‘ ist als Tier eine *einzig*e Rasse“. Oswald Spengler, Frühzeit der Weltgeschichte. Fragmente aus dem Nachlass, Berlin 2016, fr. 104 f.

63 Dies illustriert ihre Haltung zu Hitler, der beiden eine Audienz gewährte. Während Spengler 1933 vom neuen Reichskanzler abgestoßen war, ließ sich Toynbee im Olympiajahr 1936 vom Charme des „Führers“ einwickeln. Vgl. Ulrich Wyrwa, in Wolfgang Benz (Hrsg.), Handbuch des Antisemitismus, Bd. 2.2, Berlin/Boston 2009, S. 784 f.; McNeill, Toynbee, S. 149 ff.; siehe auch Thöndl, Das Politikbild von Oswald Spengler.

64 Einleitung zu Kurt Breysig, Die Geschichte der Menschheit. Bd. 1, Berlin 2001 (1907/1955), zit. nach: hartmutboehme.de/static/archiv/volltexte/texte/breysig.html [9. 9. 2020]; Erich Bayer (Hrsg.), Wörterbuch zur Geschichte, 4. Aufl., Stuttgart 1974, S. 519.

65 Universalgeschichte, S. 129 f.

hingegen können sie gute Dienste tun als enzyklopädische, kumulative Weltgeschichte, in der sich herumblättern und selektiv nachschlagen lässt.

Arnold Toynbee hatte 1955 zur Neuausgabe von Breysigs Menschheitsgeschichte ein Vorwort beigesteuert. Der eine war nahezu unbekannt verstorben, der andere stand im Zenit seines Ruhmes. Doch sie hatten auch manches gemeinsam. Beide teilten nicht nur das Sujet einer enorm breit angelegten Geschichtsschreibung, sondern auch die Tragik, dieses Sujet mit pedantischer Genauigkeit angehen zu wollen. Sie hatten die obige Definition nicht beherzigt. Wie Breysig wollte auch Toynbee beides sein: Maulwurf *und* Adler. Seine zwölfbändige Universalgeschichte wollte enzyklopädisch sein *und* philosophisch. Und scheiterte damit grandios – ein schon im Ansatz verfehlter Hybrid. Gleichwohl wurde Toynbee als größter lebender Historiker gefeiert. Er war der am meisten überschätzte.